Zeitschrift: Zoom-Filmberater

Herausgeber: Vereinigung evangelisch-reformierter Kirchen der deutschsprachigen Schweiz für kirchliche Film-, Radio- und Fernseharbeit ; Schweizerischer katholischer Volksverein

Band: 31 (1979)

Heft: 1

Rubrik: Filmkritik

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 07.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

sondern Filme, in denen die ganze Vielschichtigkeit der Wirklichkeit, das ganze Oben und Unten, drin ist. Aber das liegt nicht einfach auf dem Tisch.
Unser Film ist auch ein Versuch, eine Vertrauensbasis zwischen uns und weiten Innerschweizer Bevölkerungskreisen, von den einfachen Leuten bis zu den Behörden, zu schaffen. Der engagierte Filmautor befindet sich oft genug in der Isolation. Wir wollen Filme machen, hinter denen auch die Bevölkerung steht.
Beni Müller: Die Frage des Vertrauens ist wichtig gerade im Zusammenhang mit unserer Konzeption von Dokumentarfilm: nicht mit einem vorgefassten Konzept an die Wirklichkeit herangehen, sondern die Realität analysieren. Wirklichkeit ist dort, wo Menschen sind. Mit ihnen muss man auf Vertrauensbasis zusammenarbeiten, um überhaupt ihre Welt, ihre Kultur und ihren Lebensrhythmus analysieren zu können.

Interview: Franz Ulrich

FILMKRITIK

Morgarten findet statt

Schweiz 1978. Regie: Erich Langjahr und Beni Müller (Vorspannangaben siehe Kurzbesprechung 79/10)

Ein volkskundlicher Film über eine Innerschweizer Schlachtfeier – wen interessiert das schon? Man denkt an Folklore im Heimatstil oder an die alljährlich wiederkehrenden, nichtssagenden Fernsehreportagen über die Basler Fasnacht oder das Zürcher Sechseläuten. Die Morgarten-Schlachtfeier unterscheidet sich doch kaum von anderen derartigen Anlässen in Sempach oder Näfels: Umzüge, Gedenkfeiern, Festreden, Schiessen, Essen, Trinken und Sprücheklopfen in den Beizen. Was soll's? In der Innerschweiz, dieser filmisch noch fast «unberührten» Provinz, gäbe es doch aktuellere, brennendere Filmthemen aus dem sozialen, wirtschaftlichen, politischen und selbst kulturellen Bereich.
Mit solchen Erwartungen und Vor-Urteilen wird man Erich Langjahrs und Beni Müllers «Morgarten findet statt» nicht gerecht – oder anders herum: Man kann sich durch ihren Film eines besseren belehren lassen. Denn die beiden Filmemacher haben nicht bloss eine aus bunten Impressionen zusammengewürfelte Reportage über die Morgarten-Schlachtfeier hergestellt, sondern sie haben in minutiöser Aufnahme- und Montagearbeit gleichsam eine Anatomie dieses Anlasses aufgezeichnet, durch die seine vielschichtigen Geschehnisse und Motive klar zu Tage treten. Der Film informiert sozusagen total über einen patriotischen Gedenktag, schildert seinen Ablauf, leuchtet in seine Strukturen hinein und stellt vielfältige Bezüge zur Vergangenheit und zur Innerschweizer Gegenwart her. Den beiden Autoren ist dabei das Kunststück gelungen, einen Bericht herzustellen, in dem sich die Beteiligten unverfälscht wiedererkennen können (es wird keine Proteste der Bevölkerung geben wie beim Fernsehbericht über das Lenzburger-Fest) und der trotzdem allerhand Ansatzpunkte für eine kritische Auseinandersetzung mit der dargestellten Thematik aufweist.

★

Erich Langjahrs und Beni Müllers Film dokumentiert die alljährlich am 15. November stattfindende Schlachtfeier am Morgarten (konkret jene von 1977), an der des ersten Bewährungskampfes (1315) des jungen eidgenössischen Bundes gegen die Macht der Habsburger gedacht wird. Die Autoren setzen die Kenntnis des historischen Ereignisses, dessen Anlass, Verlauf und Bedeutung unter Historikern bis heute umstritten ist, voraus und konzentrierten sich ganz auf das heutige «Morgarten». Mit vier Kamerateams haben sie die teilweise gleichzeitig an verschiedenen Orten sich abspielenden Geschehnisse aufgezeichnet: Ausgehend von der (unzutreffenden)

Schlachtdarstellung am Rathaus zu Schwyz, schwenkt die Kamera auf die «Roten Schwyzer», eine Reitergruppe, die den Morgarten reitet, wo ein Bauer im Morgengrauen beim Schlachtdenkmal die Schweizerfahne aufzieht. Wochenschauausschnitte blenden zurück ins Jahr 1965, als das historische Morgartengelände von der Schweizer Jugend erworben wurde, auf einem Sternmarsch anlässlich der 650. Schlachtfeier der Eidgenossenschaft. Es folgen Bilder vom Volksmarsch, den es seit 1965 gibt. Funktionäre des 300-Meter-Morgartenschiessens begehen das Gelände und fragen die Bauern um Erlaubnis für dessen Verwendung. Am Vortag werden auf Zuger und Schwyzer Seite die letzten Vorbereitungen getroffen. Dann folgt wieder ein Wochenschau-Ausschnitt, diesmal von 1941, mit einer heroisch überzogenen Darstellung der Morgartenschlacht. Darauf demonstrieren Schulkinder aus Walterswil, aufgeteilt in Habsburger und Eidgenossen, wie sie die Schlacht spielen würden. Daran schliesst sich eine Szene aus Leopold Lindtbergs «Landammann Stauffacher» (1942) an, in der Werner Stauffacher (Heinrich Gretler) Gertrud (Ellen Widman) um Rat fragt, ob er die Habsburger befehden soll. Dann Schnitt auf dampfende Kochkessel und riesige Fleischstücke: In der Festhütte wird frühmorgens das traditionelle «Ordinäri» (Spatz) gekocht.
Bereits an dieser (unvollständigen) Aufzählung der ersten Sequenzen ist das Gestaltungsprinzip des Films abzulesen: Die chronologische Schilderung des Morgarten-Gedenktages wird ständig aufgebrochen, um ein dichtes Beziehungsnetz sichtbar zu machen, in das die Schlachtfeier eingeflochten ist. Die Ausschnitte aus alten Wochenschauen und aus «Landammann Stauffacher», zu denen später noch Szenen aus Emil Harders «Die Entstehung der Eidgenossenschaft» (1924) kommen, dokumentieren das traditionelle Morgartenbild, wie es nicht nur für den alten Schweizer Film typisch ist, und decken mit ihrem überspitzt heroisch-patriotischen Stil zugleich Gegensätze zu dem nüchternen, prosaischen Festanlass von heute auf. Die Schulkinder zeigen, wie frisch-fröhlich sie die Morgartenschlacht mit TV-Western-Elementen vermischen und auf ihre Weise die Morgartenlegende tradieren.

★

Mit der Ankunft der Gewehr- und Pistolenschützen bei den Schiessständen nimmt der Festtag seinen Verlauf. Auf Zuger und Schwyzer Seite wird er auf verschiedene Weise begangen. Die Zuger haben das 300-Meter-Schiessen mit Teilnehmern aus der ganzen Schweiz und einem «Absenden» am Abend. Bei den Schwyzern, die ein Pistolenschiessen organisieren, steht jedoch die Gedenkfeier im Mittelpunkt: Besammlung des Festzuges, Marsch zur Schlachtkapelle, Verlesung des Schlachtbriefes, Feldgottesdienst mit Predigt, Rückmarsch zu den Gasthäusern, Reden, Essen und Trinken. Die Kameras bewegten sich unter den Teilnehmern an der Gedenkfeier und unter den Schützen nicht als fremde Eindringlinge, sondern sozusagen als akzeptierte und integrierte Mitakteure. Dadurch kamen Bilder und Szenen zustande, die den Leuten, ihrem Verhalten und Tun sehr nahe kommen, ohne je aufdringlich oder störend zu wirken. Immer wieder fesseln ausserordentlich stimmungsdichte Bilder der Landschaft, von Gruppen und Einzelpersonen, vom manchmal bizarren Treiben der Schützen die Aufmerksamkeit des Zuschauers. Es ist vor allem die Qualität dieser Bilder, die, zusammen mit der ausgeklügelten Montage, bewirkt, dass man mit Interesse dem Ablauf dieses helvetischen Festes bis zu seinem Ausklang am Abend mit dem Absenden der Schützengemeinden und dem «Becherverschwelen» einer Schützensektion im «Hirschen» folgt. Am anderen Morgen ist das Morgartengelände eingeschneit. In der Schlusseinstellung, es muss inzwischen wieder Frühling geworden sein, rennen 300 Kinder aus Sattel, Morgarten und Walterswil zum Schlachtdenkmal, während Schuberts «Unvollendete» zu hören ist.

★

Man kann «Morgarten findet statt» als kaleidoskopischen Collagefilm bezeichnen, der, ohne einen Kommentar zu benötigen, einen kulturellen Innerschweizer-Anlass

volkskundlich dokumentiert. Wie die wohl einzigartige Uraufführung in Sattel, die wegen des übergrossen Andranges gleich zweimal stattfinden musste, gezeigt hat, fühlt sich die beteiligte Bevölkerung fair dargestellt und nicht von Aussenstehenden für undurchsichtige Zwecke missbraucht und verraten. Dies ist keine Selbstverständlichkeit, wenn man etwa den (berechtigten) Unmut dieser Leute gegenüber dem Fernsehen kennt. Aber das volkskundliche Dokument ist nur eine der verschiedenen Ebenen dieses Werks, in dem auch historische, kulturelle, soziale und politische Aspekte aufscheinen. Für manche ungewohnt ist offenbar, dass die Autoren das Bildmaterial nicht nach einem derzeit opportunen ideologischen Konzept zusammengestellt und sich vom Morgartengeschehen nicht deutlicher distanziert haben. Ihr Vorgehen war subtiler. Sie versuchten, das Ereignis von den Beteiligten her zu verstehen und es so unverfälscht wie möglich aufzuzeichnen, sie strukturierten das Material thematisch, dramaturgisch und rhythmisch im Bestreben, es möglichst wenig zu manipulieren. Der Zuschauer soll dem Film unbefangen begegnen können, ohne von den Filmgestaltern zum vornherein in eine bestimmte Richtung konditioniert zu werden. So wird jeder je nach seinem Standpunkt auf den Film anders reagieren. Das heisst nun aber nicht, dass sich die Autoren ihrem Thema und dem dazu gesammelten Material gegenüber neutral verhalten haben. Ihr Standpunkt definiert sich durch die Art und Weise, wie sie das Bild- und Tonmaterial ausgewählt und montiert haben. Indem sie bestimmte Geschehnisse durch die Montage verbunden, durch Schnitte Akzente gesetzt haben, provozieren sie beim Zuschauer Reaktionen, Assoziationen und Denkanstösse, ohne diese zum vornherein auf eine einseitige Richtung festzulegen. Dieses Wechselspiel zwischen Film und Zuschauer beginnt auf der Ebene der Identifikation und Ablehnung oder der Ironie und Komik, so etwa wenn ein linksfahrender Militärlastwagen von einem andern Fahrzeug links gekreuzt wird, oder wenn ein Festredner verlegen seine Brille sucht. Das Montageprinzip ermöglicht es dem Zuschauer auch, Brüche und Widersprüche zu entdecken. Etwa beim Essen in den Gasthäusern, wo das vorher beim Gottesdienst ohne Unterschied des Standes vereinte Volk nach sozialen Schichten getrennt zu Tische sitzt. Beim einfachen Volk ist es laut und gemütlich, die geladenen Behörden-, Militär- und Klerusvertreter beten, sind steif und bilden eine geschlossene Männergesellschaft, die von Frauen bedient wird. Die Morgartenfeier scheint nicht der Bildung einer echten

Volksgemeinschaft zu dienen, sondern dem Abhalten eines traditionellen Rituals mit festgelegten Rollen für die verschiedenen, letztlich unter sich bleibenden Bevölkerungsschichten. Zur Auseinandersetzung fordern auch die verschiedenen Reden heraus, in denen Morgarten und Freiheit in ganz verschiedene und teilweise recht fragwürdige Zusammenhänge gebracht wird. Immer wieder gibt der Film dem Zuschauer Anlass, zum Gesehenen und Gehörten Stellung zu nehmen, sich zu fragen, was an einer solchen Feier echt, lebendig und intakt und was an ihr unzeitgemäss und fragwürdig ist. Der Film ist ein gelungenes, interessantes Werk, das an der einen und anderen Stelle noch eine Straffung und konsequentere Gestaltung ertragen würde.

★

Der Titel des Films – «Morgarten findet statt» – bezieht sich nicht nur auf die historische Schlachtfeier sondern auch auf eine bestimmte Episode in der Geschichte des Schweizer Films: 1941 wollte Lazar Wechslers Praesens-Film AG die Schlacht am Morgarten verfilmen. Weil aber die Mittel zur Inszenierung der Schlacht nicht ausreichten, wurde beschlossen, nur die Vorgeschichte zu verfilmen. So entstand «Landammann Stauffacher», der ums Haar an bürokratischen Schikanen aus Bern gescheitert wäre. 1966 erschien zum 70. Geburtstag Wechslers ein Buch mit dem Titel «Morgarten kann nicht stattfinden», in dem die Geschicke der Praesens geschildert werden. Heute ist der Morgarten-Film im Verleih der Praesens – Morgarten hat also auch im Film doch noch stattgefunden.
Allerdings, auch heute noch ist ein Morgartenfilm schwer zu finanzieren. Von den Gesamtkosten von 122 000 Franken fehlen den Filmemachern noch 40 000, die durch Verleiheinnahmen gedeckt werden sollen. 82 750 Franken haben sie zusammengebettelt. Die Donatorenliste (der Bund ist nicht darunter) zählt über 50 Geldgeber auf, die Beiträge zwischen 100 und 10 000 Franken (Kantone Schwyz und Zug sowie die Stadt Zug) beigesteuert haben. Fredi M. Murers Film über die Urner Bergler und Langjahrs und Müllers Morgartenfilm sollten eigentlich eine vertrauenswürdige Basis bilden, um in Zukunft ein von der Innerschweiz wesentlich mitgetragenes Filmschaffen zu ermöglichen. (Vgl. auch das Interview mit Erich Langjahr und Beni Müller in dieser Nummer.)

Franz Ulrich

La mort du Grand-Père ou Le sommeil du juste

Schweiz 1978. Regie: Jacqueline Veuve (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/11)

Die erste Einstellung des Films zeigt den grossen Stein auf dem Grab der Familie Jules Reynold. Schwarz und mächtig, eindrucksvoll und stark steht er da vor dem Licht. In dokumentarischer Form werden dann Leben und Tod eines aufrechten, fleissigen Mannes geschildert, der aus dem Nichts etwas geworden ist, sich eine Existenz aufgebaut hat, der «zu leben und zu sterben wusste». Als Ältester einer grossen Familie, arm, oben «dans la montagne» im Vallée de Joux aufgewachsen, machte er mit 15 Jahren eine kurze Lehre als Pierriste, als Rubinschleifer für die Uhrenindustrie. Unter günstigeren Sternen wäre er Ingenieur geworden, erfand er doch stets neue Techniken zur Verbesserung des Schleifens und pröbelte an Erfindungen herum. Die Bücher von Jules Verne kannte er auswendig.
Abwechslungsweise lässt Jacqueline Veuve seine fünf Töchter aus ihren Erinnerungen erzählen: «Wie er gestorben ist! So sollte jeder sterben können.» Eines Tages im hohen Alter legte er sich hin, er der niemals im Bett liegenblieb, liess seine Kinder kommen und nahm in schlichter Weise Abschied von ihnen. «Je suis au bout de ma route, je vous dis au revoir, car je vais dormir le sommeil du juste» – und schlief dann

ein, ohne Angst, als ein müder und getreuer Arbeiter, der sein Leben in Pflichterfüllung vollendet hatte.
Fünf Blicke richten sich von verschiedenen Seiten auf dieses Leben, das den harten Aufstieg eines Arbeiters bis zum Besitzer einer Firma in sich schliesst. Jules Reynold war streng und gerecht gegen seine Arbeiter. Er entliess sie nicht, wenn es in der Branche eine Krisenzeit gab, er war selber mit wenig zufrieden, er arbeitete, damit seine Kinder es besser hätten, und damit war vor allem sein Sohn gemeint. «Der Sohn stehe den Eltern näher» war ein Ausspruch von ihm, so erzählt Emma, eine der Töchter, und kaum merklich schwingt ein bitterer Ton in ihrer Stimme mit. Sie wäre gerne Modistin geworden, doch lag das nicht drin, die Kinder wurden im Betrieb gebraucht, standen früher auf, arbeiteten strenger als die Arbeiter. «Es hätte nicht immer nur vom Geschäft gesprochen werden sollen, in dieser Familie», sagt Emma. Eine Sequenz zeigt die Feier ihres 70. Arbeitsjubiläums im Grossbetrieb, in dem die Reynoldsche Fabrik aufgegangen ist. Und so hart gearbeitet wurde nur, damit Robert, der Sohn, einen blühenden Betrieb übernehmen konnte. 1928 übernahm er die Fabrik des alten Reynold mit der Auflage, während fünf Jahren die Hälfte des Gewinns an seine Schwestern zu geben. Doch ging das nur im ersten Jahr, dann kam die Krise und mit ihr fiel der Anteil für die Schwestern dahin. Robert war «une si grande personalité» erzählt ein Arbeiter, dass es nicht möglich war, in seiner Anwesenheit in der Werkstatt zu atmen – er brauchte die ganze Luft für sich.
Ohne die Mitarbeit seiner Töchter wäre für den Vater ein solcher Aufstieg undenkbar gewesen. Empfanden sie sein Verhalten ihnen gegenüber nicht als ungerecht? Jacqueline Veuve macht nicht den Fehler, danach zu fragen. Ihr Mikrophon hört zu, ihre Kamera sieht den alten Frauen in die Gesichter. Klaglos liessen sie die Entscheidungen des Vaters gelten. Nur zwischen den Sätzen kommt hie und da etwas vom Druck heraus, der über dem bedingungslosen Erfolgsdenken stand – innerer oder gar äusserer Widerstand konnte sich in den Mädchen nicht formen; er spricht nur ganz leise, dumpf und nebenbei aus den Berichten der Schwestern, die sich mit ihrem Leben abfinden mussten, abgefunden haben, ob sie sich das wünschten oder nicht. Gefragt wurden sie nicht. Einzig die Jüngste, Vaters Lieblingskind, durfte ihrer Berufung, dem Malen, leben. «Malen», versichert sie beinahe ängstlich eindringlich, «ist nämlich auch Arbeit, schwere Arbeit». Ganz zentral und immer wieder erscheint in allen Äusserungen der Tod des Vaters, des Grossvaters, der an seinen Enkel schrieb: «Dein Leben sei Arbeit, Ehrlichkeit, Mut und Durchhaltewillen». Weil Jules Reynold nach diesen Devisen gelebt hatte, sah er keinen Grund, den Tod zu fürchten.
Mit den einfachen Aussagen der fünf Töchter zeichnet Jacqueline Veuve ein Familienbild aus dem Anfang des 20. Jahrhunderts, ein Schicksal, wie es damals viele gab, geprägt von einer Lebensphilosophie der Rechtschaffenheit, des «Tue-recht-und-scheue-niemand», oder, wie in der Bibel steht, «... das Leben währet 70 Jahre, und wenn es gut gewesen ist, ist es Mühe und Arbeit gewesen». «Bleibe fromm und halte dich recht, denn solchen wird es zuletzt wohlgehen.» «Der Herr hilft dem Gerechten» – und so hat es sich auch erfüllt: Zuletzt ist es Jules Reynold wohl ergangen, ihm, der sein Leben lang ohne Makel in Rechtschaffenheit lebte, der am Fest seiner Goldenen Hochzeit ehrlich sagen konnte: Ich bin meiner Frau immer treu gewesen, selbst in Gedanken. («Le couple le plus unis des Brassus», sagten die Leute.) Eine solide Firma hat er in seines Sohnes Hände gelegt, wahrlich war er vom Herrn gesegnet, und sein Fleiss trug mannigfaltige Früchte.
Behutsam und unspektakulär hat Jacqueline Veuve die einzelnen Aussagen aneinandergereiht. Diese fünf Frauen erzählen keine spannenden, atemraubenden Tatsachen: Les Brassus, Lucens als Stationen, und Pflichterfüllung als oberstes Gebot des Lebens, als Garantie eines angstlosen, sanften Todes, des «Schlafs des Gerechten». Von steter Arbeit erzählen sie und von einem Leben, in dem nichts Einmaliges, Grosses, Schreckliches oder Wunderbares passiert zu sein scheint, was nicht in den natürlichen Ablauf integriert hätte werden können: Das bringt auch dem Film wenig dramatische Spannung; ja eine gewisse Monotonie liegt fast unvermeidlich drin,

KURZBESPRECHUNGEN

39. Jahrgang der «Filmberater-Kurzbesprechungen» 10. Januar 1979

Ständige Beilage der Halbmonatszeitschrift ZOOM-FILMBERATER. – Unveränderter Nachdruck nur mit Quellenangabe ZOOM-FILMBERATER gestattet.

Bloodbrothers (Heisses Blut) 79/1

Regie: Robert Mulligan; Buch: Walter Newman nach dem gleichnamigen Roman von Richard Price; Kamera: Robert Surtees; Musik: Elmer Bernstein; Darsteller: Paul Sorvino, Tony Lo Bianco, Richard Gere, Lelia Goldoni, Kenneth McMillan, Yvonne Wilder u. a.; Produktion: USA 1978, Stephen Friedman für Warner Bros., 122 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.

Schilderung des Familienlebens eines robusten italo-amerikanischen Vierzigers, der als Bauarbeiter in der New Yorker Bronx lebt und arbeitet und seinen 19jährigen Sohn, der eigentlich mit Kindern arbeiten möchte, zwingen will, in seine Fussstapfen zu treten, wogegen sich dieser jedoch zur Wehr setzt. Mit teils kraftvollen und treffenden, teils etwas melodramatischen und überzogenen Mitteln zeichnet Robert Mulligan das Bild einer kranken Familie, in der sich eine zum Besitzanspruch degenerierte Liebe, Männlichkeitswahn und Doppelmoral zu einem für die Kinder erstickenden Klima verdichtet haben. →2/79

E★ Heisses Blut

La Carapate (Die Ausreisser) 79/2

Regie: Gérard Oury; Buch: G. Oury und Danièle Thompson; Kamera: Edmond Sechan; Musik: Philippe Gérard; Darsteller: Pierre Richard, Victor Lanoux, Raymond Bussières, Jean-Pierre Darras, Yvonne Gaudeau u. a.; Produktion: Frankreich 1978, Gaumont International, 105 Min.; Verleih: Impérial, Lausanne.

Die vom routinierten Louis-de-Funès-Regisseur Gérard Oury inszenierte Folge von burlesken Abenteuern eines Anwalts (Pierre Richard) und seines aus dem Gefängnis geflohenen Klienten (Victor Lanoux) auf ihrer Flucht quer durch Frankreich nach dem Paris des Mai 68 ist nur streckenweise wirklich unterhaltsam. Vor allem gegen den Schluss müssen gewagte Cascadeursprünge und romantisierte Barrikadenkämpfe fehlende komische Einfälle ersetzen. Einige Glanzlichter spritzigen Humors können nicht darüber hinwegtäuschen, dass das komödiantische Talent Pierre Richards nicht voll ausgeschöpft wurde. – Ab etwa 14 möglich.

J Die Ausreisser

Colpo in canna 79/3
(Die Abenteuer einer Air-Hostess / Ursula, l'Anti-Gang)

Regie und Buch: Fernando Di Leo; Kamera: Roberto Gerardi; Musik: Luis Enrico Bacalov; Darsteller: Ursula Andress, Woody Strode, Marc Porel, Maurizio Arena u. a.; Produktion: Italien 1974, Daunia, 96 Min.; Verleih: Impérial, Lausanne.

Eine kurvenreiche, blendend aussehende Hostess namens Ursula funktioniert während eines Aufenthalts in Neapel munter zwischen zwei sich bekriegenden Drogenhändlerbanden, einer diese bekämpfenden Antirauschgiftorganisation und einem läppischen Kommissar à la James Bond herum und hilft schliesslich die «Schlechten» besiegen. Billiger, in jeder Hinsicht banaler und oberflächlicher Sex-and-Crime-Film mit unklarer, spannungsloser Handlung, die sich praktisch in den üblichen Autoverfolgungsjagden, Schlägereien, Sexszenen und abgegriffenen Gags erschöpft.

E Die Abenteuer einer Air-Hostess / Ursula, l'Anti-Gang

TV/RADIO-TIP

Samstag, 13. Januar

10.00 Uhr, DRS II (Stereo)

Eine kurze Selbstdarstellung

Hörspiel von Hermann Moers; Regie: Matthias von Spallart. – Als «dynamische Führungskraft» hat sich Herr Härter bei verschiedenen Unternehmern beworben. Die Aurora-Aktiengesellschaft interessiert sich für ihn, schlägt ein Gespräch vor und wünscht eine kurze autobiographische Darstellung des Bewerbers, aber nicht in Form eines blossen Lebenslaufes. Härter macht sich an die Arbeit, bestätigt sich selber erst einmal alle einschlägigen Fähigkeiten und Vorzüge wie Organisationstalent, Motivierung der Mitarbeiter, Konzentrationsvermögen, Durchsetzungswille und so weiter. Aber kaum hat er angefangen, sich ins rechte Licht zu rücken, kommen ihm auch schon Zweifel. Trägt er nicht zu dick auf und tappt damit in eine Falle, die ihm sein künftiger Arbeitgeber gestellt hat? Immer hektischer entwirft er neue Selbstdarstellungen, die er ebenso rasch wieder verwirft. Das Image vom smarten Jung-Manager bröckelt immer weiter ab.

22.15 Uhr, ARD

One Man (Einer allein)

Spielfilm von Robin Spry (Kanada 1977). – Ein angesehener Fernsehreporter erfährt in einem Krankenhaus Montreals durch Zufall von einer unerklärlichen Häufung von Vergiftungsfällen bei Kindern. Bei seinen Nachforschungen stösst er auf eine Mauer des Schweigens; als er weiss, dass eine Fabrik eines grossen Konzerns die häufig tödlich verlaufenden Erkrankungen verursacht, und die Öffentlichkeit informieren will, sieht er sich massiv unter Druck gesetzt. «Einer allein» ist ein Film über industrielle Umweltverschmutzung und die Verschleierung ihrer gefährlichen Folgen.

Sonntag, 14. Januar

08.30 Uhr, DRS II

Was glauben die Christen gemeinsam?

Zwischen dem 18. und dem 25. Januar wird alljährlich die Ökumenische Gebetswoche für die Einheit der Christen begangen. In dieser Woche wird an vielen Orten von Christen verschiedener Konfessionen nach dem Einenden und nicht nach dem Trennenden gefragt. Der Ökumenische Rat der Kirchen arbeitet seit einigen Jahren an einem Studienprogramm, das der Gemeinsamkeit christlicher Hoffnung nachgeht. Über dieses Programm hat im August 1978 in Bangalore eine grosse internationale Konsultation stattgefunden. Karl-Christoph Epting, der in Bangalore dabei war, berichtet darüber.

20.15 Uhr, ZDF

The Bravados

Spielfilm von Henry King (USA 1958), mit Gregory Peck, Joan Collins, Stephen Boyd. – Gregory Peck hat in einigen Filmen von Henry King Männer gespielt, die unter dem Druck der Bürden, die sie sich aufgeladen haben, immer mehr versteinern und sich verschliessen. In «Bravados» macht ihn die Einsicht in die fragwürdige Motivation seines Rachstrebens und des Rachenahmens überhaupt so kaputt, dass er sich nur noch der göttlichen Gnade empfehlen kann. Die meisten Western-Fans finden, dass das zu weit geht. Sie werden indessen entschädigt durch eine Inszenierung, die souverän mit Landschaften und Konfrontationen und auch mit kühnen Einfällen (der königliche Adler, der in einer Szene ewig seine Kreise über dem Rächer Peck zieht) waltet. (Zitiert nach «Western-Lexikon» von Joe Hembus.)

20.20 Uhr, TV DRS

The Benny Goodman Story

Spielfilm von Valentine Davies (USA 1955), mit Steve Allen, Donna Reed. – Zwar konnte man den König des Swing, wie Benny Goodman schon in den dreissiger Jahren genannt wurde, nicht dafür gewinnen, die Titelrolle selber zu spielen. Doch die 30 Musikstücke, die der Film enthält, wurden genau nach Goodmans Konzept, nicht nach kommerziellen Überlegungen, zusammengestellt. Ausserdem zeigten sich manche von Benny Goodmans Freunden bereit, in der «Benny Goodman Story» mitzuwirken. So wurde es möglich, berühmte historische Jam-Sessions und Konzerte weitgehend in der Originalbesetzung zu wiederholen. Edward «Kid» Ory, Gene Krupa, Lionel Hampton, Ben Pollack, Teddy

Comment se faire réformer (Eine Kompanie Drückeberger) 79/4

Regie und Buch: Philippe Clair; Kamera: Claude Bécognée; Musik: Jean-Pierre Doering; Darsteller: Christine Abt, Philippe Clair, Michel Melki, Christian Parisy, Pierre Zimmer u. a.; Produktion: Frankreich 1977, Alexia Films, 90 Min.; Verleih: CIC, Zürich.

In einer französischen Rekrutenschule finden sich allerart gesellschaftliche Aussenseiter zusammengewürfelt (Schwuler, verrückter Poet, kleptomanischer Adliger, Belgier, Hippie usw.), von denen jeder auf seine Weise – vergebens – versucht, vom Militär wegzukommen. Dieser scheinbare Ulk auf den Kommis entpuppt sich bei näherem Hinsehen, wie fast alle «Soldatenschwänke», als dumme, rassistische und diskriminierende Demonstration der Gleichschaltung von Randgruppen.

E

Eine Kompanie Drückeberger

Das Einhorn 79/5

Regie: Peter Patzak; Buch: Dorothee Dhan nach dem gleichnamigen Roman von Martin Walser; Kamera: Ulrich Burtin; Musik: Peter Zwertkoff; Darsteller: Peter Vogel, Gila von Weitershausen, Miriam Spoerri, Christiane Rücker, Anton Diffring u.a.; Produktion: BRD 1978, Artus-Film, Südwestfunk, 111 Min.; Verleih: Monopol Films, Zürich.

Verfilmung des Romans von Martin Walser über den Literaten Kristlein, einen ehemaligen Werbetexter, der von einer Verlegerin den Auftrag erhält, einen Sachroman über Liebe zu schreiben. Kristlein beschreibt die Frauen ziemlich despektierlich als «Studienobjektive der Liebe», bis ihn diese am Bodensee unversehens selber überfällt. Anstelle der Wort- und Sprachgewandtheit des Romanautors tritt in Peter Patzaks künstlerisch bemühtem Film streckenweise bloss banale, mit Zitaten versehene und bis zur Peinlichkeit oberflächliche Illustration. →2/79

E

Fedora 79/6

Regie: Billy Wilder; Buch: B. Wilder und I. A. L. Diamond, nach der gleichnamigen Story aus «Crowned Heads» von Thomas Tryon; Kamera: Gerry Fischer; Musik: Miklos Rozsa; Darsteller: William Holden, Marthe Keller, Henry Fonda, Hildegard Knef, Michael York, José Ferrer, Frances Sternhagen, Mario Adorf u. a.; Produktion: BRD/Frankreich 1977, Geria/Bavaria/S. F. P., 114 Min.; Verleih: Rialto, Zürich.

Das Remake von «Sunset Boulevard» ist dem Altmeister mit Ausnahme der gekonnt-routinierten Inszenierung durchs Band missglückt. Die Geschichte der Tochter einer Film-Diva, die in die Identität ihrer alternden, verstümmelten Mutter schlüpft und daran zugrunde geht, ist überspannt, humorlos und unglaubwürdig. Besser hält man sich an Billy Wilders ältere Werke.

→1/79

E

Une histoire simple (Eine einfache Geschichte) 79/7

Regie: Claude Sautet; Buch: C. Sautet und Jean-Loup Dabadie; Kamera: Jean Boffety; Musik: Philippe Sarde; Darsteller: Romy Schneider, Claude Brasseur, Bruno Cremer, Arlette Bonnart, Sophie Daumier, Francine Bergé, Eva Darlan u. a.: Produktion: Frankreich/BRD 1978, Renn/Sara/FR 3/Rialto/S. F. P., 107 Min.; Verleih: Majestic, Lausanne.

Marie (Romy Schneider) ist geschieden, hat einen Sohn, lebt mit einem Freund zusammen, trennt sich nach einer Abtreibung von ihm, liebt von neuem ihren Ex-Mann, trennt sich auch von ihm wieder und plant schliesslich ein Leben allein mit dem Kind, das sie von ihm erwartet. Etwas Midlife-Crisis, etwas Liebe, ein Hauch von Sozialkritik, ein bisschen Lebensüberdruss – alles bestenfalls noch eine Erinnerung an Claude Sautets gute Zeiten. →1/79

E

Eine einfache Geschichte

Wilson, Harry James und viele andere spielen sich und ihre Musik selber. Die Klarinettenpartien intoniert – versteckt hinter seinem Darsteller Steve Allen – Benny Goodman persönlich.

Montag, 15. Januar

21.20 Uhr, ZDF

L'innocente (Die Unschuld)

Spielfilm von Luchino Visconti (Italien/Frankreich 1976), mit Giancarlo Giannini, Laura Antonelli. – Die Geschichte eines egoistischen römischen Adeligen und Libertins, der gegen Ende des letzten Jahrhunderts, nachdem er das uneheliche Kind seiner Frau umgebracht hat, sowohl diese als auch seine Geliebte verliert und Selbstmord begeht. Vor allem mit diesem, von der Vorlage D'Annunzios abweichenden Schluss distanziert sich Visconti von der Hauptfigur, in dem er einen Vorläufer des italienischen Faschismus sieht. Bestechend sind wiederum der subtile Sensualismus, die kunstvollen Dekorarrangements und die intensiven Grossaufnahmen.

Dienstag, 16. Januar

22.00 Uhr, ZDF

They Shoot Horses, Don't They?
(Nur Pferden gibt man den Gnadenschuss)

Spielfilm von Sydney Pollack (USA 1969), mit Jane Fonda, Michael Sarrazin, Gig Young. – Der Film ist die Schilderung eines Marathon-Tanzturniers während der Weltwirtschaftskrise nach 1930 in den USA, das für die Teilnehmer zur körperlichen und seelischen Zerreissprobe wird. Ein realistischer Film, der die Ausbeutung menschlicher Not im Show-Geschäft anprangert und Kritik an der Leistungsgesellschaft einfliessen lässt.

Mittwoch, 17. Januar

20.05 Uhr, DRS II

Von der gelben zur grünen Schweiz

Prof. Markus Mattmüller und Heinrich Hitz unter dem Titel «Von der gelben zur grünen Schweiz» mit dem Thema «Frühindustrialisierung» und «Wandel der Landwirtschaft». «Über 700 Jahre lang – von zirka 1000 n. Chr. bis zirka 1750 n. Chr. – war unser Mittelland gelb, gegeben durch mächtige Kornfelder. Die Merkmale der schweizerischen Landwirtschaft jener Zeit waren Familienbetriebe mit Land in Erbleihe, Dreifeldwirtschaft und Räderpflügen, die von Ochsen im Kummetgeschirr gezogen wurden. Parallel zum Aufkommen einer Industriearbeiterschaft im 18. Jahrhundert begannen die Bauern dann vermehrt mit der Viehzucht, die Milchwirtschaft löste den Getreidebau ab. Resultat: Das Mittelland wechselte seine Farbe von Gelb zu Grün. Eine Entwicklung, die nicht so geradlinig verlief, wie es heute vielleicht erscheint.

Donnerstag, 18. Januar

20.15 Uhr, ARD

Endlösung – Judenverfolgung in Deutschland

Ergänzend zu der amerikanischen Fernsehserie «Holocaust», die alle Dritten Programme der ARD am 22., 23., 25. und 26. Januar ausstrahlen, bereitet der WDR eine 90-Minuten-Dokumentation über den Verlauf der Judenverfolgung im Dritten Reich vor. Die Sendung «Endlösung» beginnt mit einem Zehn-Minuten-Beitrag von Rudolf Rohlinger aus New York über das Echo und die Wirkung der Spielfilmserie in Amerika. Rohlinger berichtet über den Einfluss von «Holocaust» auf den Schulunterricht in den USA; über die Betroffenheit der amerikanischen Bürger, belegt durch eine Untersuchung der Universität Princeton; über die Reaktion amerikanischer Bürger jüdischer Nationalität. Im Hauptteil der Dokumentation werden die Schwerpunkte der «Holocaust»-Serie durch filmische und wissenschaftliche Zeugnisse und durch Augenzeugenberichte von Überlebenden belegt.

21.40 Uhr, TV DRS

Rosmarie, Susanne, Ruth

Der Dokumentarfilm «Rosmarie, Susanne, Ruth», den der junge Schweizer Filmschaffende Franz Reichle im Winter und Frühling 1977 in Appenzell Ausserrhoden gedreht hat, sucht alltägliche Zusammenhänge, die für die Entwicklung des Menschen massgebend sind. Damit soll zu einer Auseinandersetzung mit sich selber und mit dem eigenen Handeln angeregt werden. Der Film möchte zeigen, welchen Einfluss Tradition, Brauchtum und verschiedene Arbeitsbedingungen in der Familie auf Erziehung, Entfaltung und Zukunft der Mädchen haben, und zwar in einem Kanton, wo den Frauen auf der politischen Ebene nicht eben viele Rechte zugebilligt werden.

Holocaust 2000 (Inferno 2000) 79/8

Regie: Alberto De Martino, Buch: A. De Martino, Sergio Donati, Michael Robson; Kamera: Erico Menczer; Musik: Ennio Morricone; Darsteller: Kirk Douglas, Agostina Belli, Simon Ward, Anthony Quayle, Virginia McKenna, Alexander Knox u. a.; Produktion: Italien 1978, Embassy/Aston, 105 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.

Das Projekt eines neuartigen Kernkraftwerks wird in diesem schlechten Science-Fiction-Film als Einlösung der biblischen Johannes-Vision der Apokalypse ausgegeben. Dabei entsteht mittels Anleihen bei verschiedensten Schocker-Erfolgen der letzten Jahre eine irrationale, krud-phantastische Mixtur nach rein kommerziellen Gesichtspunkten. →1/79

E

Inferno 2000

Interiors (Innenleben) 79/9

Regie und Buch: Woody Allen; Kamera: Gordon Willis; Darsteller: Kristin Griffith Mary Beth Hurt, Richard Jordan, Diane Keaton, E. G. Marshall, Geraldine Page, Maureen Stapleton u. a.; Produktion: USA 1978, Jack Rollins – Charles H. Joffe für United Artists, 99 Min.; Verleih: Unartisco, Zürich.

Woody Allens neuer Film ist keine Komödie, keine Satire und keine Persiflage. Als Regisseur und Drehbuchautor lotet er das Innenleben von vier Frauen aus wie sonst nur Ingmar Bergman. Was seinen Film jedoch vielleicht über die Bergman-Filme hinaushebt, ist die Leichtigkeit, mit der er das tut, ist sein sowohl erbarmungsloser wie zärtlicher Realismus, mit dem er – klassisch wie ein Tschechow-Drama – die Beziehungen der Frauen (Mutter und drei Töchter) zu- und gegeneinander stellt. →1/79

E★★

Innenleben

Morgarten findet statt 79/10

Regie, Buch und Schnitt: Erich Langjahr und Beni Müller; Kamera: Otmar Schmid, Johann Gfeller, E. Langjahr, Werner Meier; Musik: R. Glière, J. Ph. Rameau, F. Schubert, J. Olsson; Darsteller: Die Bevölkerung von Sattel, Kavallerieverein Schwyz, Internatsschule Walterswil; Produktion: Schweiz 1978, Erich Langjahr, 93 Min.; Verleih: Praesens, Zürich.

Erich Langjahrs und Beni Müllers Film ist ein modernes volkskundliches Dokument, das einen Volksbrauch in seiner ganzen Vielschichtigkeit samt den fragwürdigen Aspekten darstellt. Es ist nicht einfach eine Reportage über die Schlachtfeier am Morgarten, sondern eine differenzierte Kamera-Analyse dieses Ereignisses, in der sich die Beteiligten unverfälscht wiedererkennen können und in der gleichzeitig dem Zuschauer ein vielfältiges Material zur Stellungnahme vorgelegt wird. →1/79

J★

La mort du Grand-Père ou Le sommeil du just 79/11
(Der Tod des Grossvaters)

Regie und Buch: Jacqueline Veuve; Kamera: Willy Rohrbach; Musik: Franz Schubert, Fanfare de Lucens; Produktion: Schweiz 1978, Jacqueline Veuve, 87 Min.; Verleih: Filmpool, Zürich.

Der dokumentarische Film zeigt aus der Sicht seiner fünf Töchter das Leben und den Tod eines rechtschaffenen, fleissigen Mannes. Die Monotonie, die das Leben dieser Frauen bestimmte, prägt auch den Film. Wer hinzuhören, herauszuhören versteht, wird daraus Anstösse zum Weiterdenken mitnehmen können. →1/79

E★

Der Tod des Grossvaters

Freitag, 19. Januar

20.50 Uhr, TV DRS

De Sonderegger als Bluetschpänder

Eine ausführliche Kritik zur «Sonderegger»-Reihe findet sich in dieser Nummer unter der Rubrik «TV/Radio-kritisch».

21.55 Uhr, TV DRS

Citizen Kane

Spielfilm von Orson Welles (USA 1941), mit Orson Welles, Agnes Moorehead, Joseph Cotton, Everett Sloane. – Der Film beschreibt das Lebens- und Charakterbild eines amerikanischen Zeitungskönigs, wie es sich aus den Aussagen seiner Gefährten ergibt. In der raffinierten Technik der Rückblenden und in der für die damalige Zeit avantgardistischen inneren Montage werden spätere Entwicklungen des Films auf geniale Weise vorweggenommen. Vom Inhalt und seiner Gestaltung her ein Meisterwerk, das vom Fernsehen DRS glücklicherweise in der Originalfassung mit Untertiteln gezeigt wird.

Samstag, 20. Januar

23.05 Uhr, ARD

Zardoz

Spielfilm von John Boorman (Grossbritannien 1973), mit Sean Connery, Charlotte Rampling. – Im Jahr 2293 haben die Menschen zwar die Unsterblichkeit erlangt, doch sehnen sie sich nach dem Tod, dem Untergang ihrer eigenen Zivilisation und Kultur. Eine über weite Strecken faszinierende Studie des Menschen, der zwischen seiner gegebenen und gewünschten Grösse nicht entscheiden kann, trägt diesen Film. Die eingefügten persönlichen Standpunkte Boormans und ihre offene Darlegung bieten Gelegenheit, die Frage nach dem Sinn des Lebens und der Funktion des Menschen auf Erden kompromisslos zu stellen.

Sonntag, 21. Januar

08.30 Uhr, DRS II

Christus inkognito

Lange Zeit waren sich Theologie und neuere Literatur völlig entfremdet, bis sich 1945 ein Wandel anbahnte: Die Jesusfigur stiess bei bedeutenden Schriftstellern der neusten deutschsprachigen Literatur wieder auf Interesse. Autoren wie Frisch, Dürrenmatt, Böll, Borchert, Hochhuth, Seghers, Frank und viele mehr versuchten Jesus von der gegenwärtigen Wirklichkeit her zu deuten. Ihr Jesus ist nicht jene Kitschfigur der früheren Jesusromane, sondern ein Störfaktor ersten Ranges für die bestehende kirchliche und gesellschaftliche Ordnung. Er ist nicht nur in der Kirche zu finden, er lebt und handelt unerkannt: Inkognito in der Welt. Er steht auf der Seite der Unangepassten und Verfemten, die eine christliche Gesellschaft ausgestossen und abgestempelt hat.

21.00 Uhr, DRS I

Entwicklungshilfe – mit Milch und Mehl?

Soll die sogenannte «Dritte Welt» zum Verwerter unserer Überproduktion werden? Das ist – überspitzt ausgedrückt – die Fragestellung dieser Sendung. Zahlen und Fakten sollen für sich sprechen und miteinander konfrontiert, zur Diskussion anregen. Entwicklungshelfer, Mediziner und Ernährungsexperten nehmen zu den aufgeworfenen Fragen Stellung, suchen aber auch nach möglichen Alternativen.

Montag, 22. Januar

21.05 Uhr, TV DRS

Kaputt in Los Angeles

Charles Bukowski, 1920 in Andernach am Rhein geboren, ist seit seinem zweiten Lebensjahr Amerikaner. Vom Teller- und Leichenwäscher bis zum Parkplatzwächter, Briefsortierer und Arbeiter in einer Hundekuchenfabrik hat er die ganze Spanne des amerikanischen Job-Spektrums durchlaufen und ist dabei weder Millionär noch Präsident der Vereinigten Staaten geworden – und selbstverständlich auch kein Anhänger der rührenden Ideologie vom «amerikanischen Traum». Mit 35 fing er an zu schreiben und zu veröffentlichen, lange Zeit in unbedeutenden Zeitungen. Inzwischen gibt es eine ganze Reihe Bücher von ihm (Gedichte, Erzählungen, Glossen). Alexandra von Graeve und Thomas Schmitt haben Bukowski einige Tage lang mit der Videokamera begleitet. Dabei ist ein Porträt in Gesprächen, Gedichtlesungen und Autofahrten durch die Riesenstadt an der amerikanischen Westküste entstanden.

23.00 Uhr, ARD

Goin' Down the Road

Spielfilm von Donald Shebib (Kanada

Pari e dispari (Zwei sind nicht zu bremsen/Odds and Even) 79/12

Regie: Sergio Corbucci; Buch: Bruno Corbucci, S. Corbucci u. a.; Kamera: Luigi Kuveiller; Musik: Guido und Maurizio De Angelis; Darsteller: Terence Hill, Bud Spencer, Luigi Catenacci, Kim McKay u. a.; Produktion: Italien/USA 1978, Derby Cinematografica, 110 Min.; Verleih: Warner Bros., Zürich.

Terence Hill spielt einen Marineoffizier mit dem Auftrag, ein Spielersyndikat auszuheben. Dazu braucht er aber die Mithilfe seines Halbbruders Charly (Bud Spencer). Die beiden geraten nun nach altbekannter Manier von einer Prügelszene in die andere und würzen sie mit ihren noch länger bekannten Späßchen. Das Ganze wird etwas aufgelockert mit Szenen der verschiedenen Sportarten, in denen gewettet wird. Der Film treibt den zumeist jugendlichen Zuschauern den Spass an Situationskomik wohl eher aus als umgekehrt. – Ab etwa 14 möglich.

J

Revenge of the Pink Panther 79/13
(Der irre Flic mit heissem Blick)

Regie: Blake Edwards; Buch: Frank Waldman, Ron Clark, B. Edwards; Kamera: Ernest Day; Musik: Henry Mancini; Darsteller: Peter Sellers, Dyan Cannon, Herbert Lom, Robert Webber, Burt Kwouk, Graham Stark u. a.; Produktion: GB/USA 1978, Blake Edwards, 98 Min.; Verleih: Unartisco, Zürich.

Um seinen amerikanischen Partnern seine Macht zu beweisen, will ein französischer Gangster den Nationalhelden Inspektor Clouseau umbringen. Dieser entkommt jedoch wie durch ein Wunder allen Anschlägen auf sein Leben. Obwohl das Drehbuch nicht durch Originalität brilliert, sind in diesem fünften burlesken Clouseau-Abenteuer, bei dem Blake Edwards seinen alten Schwung wieder gefunden zu haben scheint, die verrückten Situationen so zahlreich gesät, dass die Heiterkeit des Publikums ständig wachgehalten wird.

J

Stilleben 79/14

Regie und Buch: Elisabeth Gujer; Kamera: Rob Gnant und Werner Zuber; Schnitt: Uli Meier; Darsteller: Margrit Winter, Hans-Heinz Moser, Elmar Schulte, Maja Stolle, Peter Oehme, Wolfram Berger u. a.; Produktion: Schweiz 1978, Cinémonde, 70 Min.; Verleih: Filmpool, Zürich.

Eine 55jährige Witwe – hervorragend dargestellt von Margrit Winter – sucht eine Stelle, bei der sie sich zwischendurch auch mal entspannen darf, und einen neuen Lebenspartner, der auch auf sie eingehen kann. Mit eindringlichen, schwarzweissen Bildern beschreibt dieser Erstling die lange Suche nach dem Glück. Er wird so zu einer Art Leidensgeschichte einer sensiblen Frau, die sich gegen die Vereinsamung wehrt. Ab 14 möglich. →1/79

J★

Who Is Killing the Great Chefs of Europe? (Omelette Surprise) 79/15

Regie: Ted Kotcheff; Buch: Peter Stone nach einem Roman von Nan und Ivan Lyons; Kamera: John Alcott; Musik: Henry Mancini; Darsteller: George Segal, Jacqueline Bisset, Robert Morley, Jean-Pierre Cassel, Philippe Noiret, Jean Rochefort, Madge Ryan u. a.; Produktion: USA/BRD 1978, William Aldrich, 100 Min.; Verleih: Rialto Film, Zürich.

Nach und nach werden die besten Küchenchefs aus halb Europa auf die Zubereitungsart ihrer Spezialitäten umgebracht, und zwar in der Reihenfolge der Menükarte eines am königlichen Hof Englands zubereiteten Festmahls. Die letzte in der Reihe, eine hübsche und charmante Dessertspezialistin, kann jedoch noch rechtzeitig von ihrem sie immer noch herzlich liebenden und ihr nachstellenden Ehegatten gerettet werden. Mässig unterhaltender, mit kulinarischen Gags durchzogener Klamauk, gewürzt mit einer Prise Liebe und einigen gelungenen ironischen Seitenhieben auf lüsterne Fressliebhaber. – Ab etwa 14 möglich.

J

1970). – Zwei junge Arbeiter kommen von der kanadischen Atlantikküste nach Toronto. In der Stadt ihrer Träume hoffen sie, einen guten Job und die Vergnügungen zu finden, die es bisher für sie nicht gab; aber ihre Hoffnungen erfüllen sich nicht. «Bis zum Ende der Strasse» ist die Geschichte einer Desillusionierung.

Dienstag, 23. Januar

22.10 Uhr, TV DRS

Weiter Weg

Dokumentarfilm von Johannes Flütsch (Schweiz 1977). – Zum zweitenmal beschäftigen Flütsch in einem grossen Dokumentarbericht die Probleme der Freiheit und der Abhängigkeit von Menschen, die einen Beruf wählen, der ihnen so etwas wie einen «Ausweg aus dem System» verspricht – eine gewisse Bewegungsfreiheit. Waren es in «Wir haben nie gespürt, was Freiheit ist» (1976) die Schicksale, Sorgen und Sozialnöte der Schausteller-Gehilfen, denen er nachgespürt hat, so interessieren ihn jetzt die Realitäten, vor denen die Fernfahrer stehen, vor allem die Verhältnisse in der Bundesrepublik Deutschland.

Donnerstag, 25. Januar

22.05 Uhr, ZDF

Willi und die Kameraden

Fernsehspiel von Helmut Kopetzky. – Fast immer entpuppt sich die «Nazi-Begeisterung» als Ausbruchsversuch in eine zufällig vorgefundene Spielwelt, als Spiel mit den Abfallprodukten einer pseudohistorisch verbrämten Nazi-Nostalgie der Erwachsenen. Die zunehmende Kälte in unserer modernen Gesellschaft, die Rationalisierung der Umgangsformen, selbst in der Familie, führen Jugendliche in Versuchung, denen auf den Leim zu gehen, die billigen Ersatz anbieten: Emotionen, ein Ziel, Kameradschaft (= Nestwärme), Abenteuer. Auch Willi sucht «es» verzweifelt: kein braunes, kein schwarzweissrotes, kein rotes... einfach – das Abenteuer. Er findet es weder zu Haus, in der Vorzeige-Wohnung der Aufsteiger-Familie Klein, noch im Wohnviertel, aus dem das Abenteuer wegsaniert wurde, auch nicht in der Schule, wo der Konkurrenzkampf Klassenkameraden in Mitbewerber um Ausbildungsplätze verwandelt hat.

Freitag, 26. Januar

20.05 Uhr DRS II (Stereo)

U i ghörti se chüschele

Hörspiel von Gilbert Jolliet; Regie: Charles Benoit, der auch die Übertragung ins Berndeutsche besorgt hat; Musik: Willy Bischof. – «Es fällt keineswegs leicht, diese verletzliche, aus dem Innersten eines Schwerverletzten hervorbrechende Gestaltung, diesen emotional aufgeladenen, spontan sich verströmenden Monolog mit den für solchen Zweck zumeist nicht hinreichend differenzierten, sprachlichen Mitteln zu erfassen. Das zart sich erhebende Flüstern, die gelegentlichen, elementaren Ausbrüche dieser ungemein poetischen Hörgestaltung, ihre Realisierung, muss man offenen Ohrs gehört haben, um einen gültigen Eindruck zu gewinnen.» Dies schrieb ein Kritiker nach der Erstsendung im August 1978. Die französische Originalfassung («Rendez-vous») sendet Radio DRS am Dienstag, 30. Januar, 21.00 Uhr, im 2. Programm.

20.20 Uhr, TV DRS

Heute abend im Atomkraftwerk

Die Direktreportage «Heute abend im Atomkraftwerk» wird aus Olten und aus dem Kernkraftwerk Gösgen-Däniken übertragen. Befürworter, Gegner und Behörden bestimmen ihre fünf Vertreter selber. Für die «Bevölkerung», die im Konzertsaal in Olten mitmacht, werden 300 Karten abgegeben: 100 an die Oltemer Bevölkerung (Befürworter und Gegner), 100 an die Atomgegner und 100 an die Befürworter der Kernenergie.

22.35 Uhr, TV DRS

Le troisième cri

Spielfilm von Igaal Niddam (Schweiz 1974), mit Jacques Denis, Leyla Aubert, Christine Fersen. – Der Spielfilmerstling Niddams handelt von zehn Menschen, die eine Atomexplosion nur überleben, weil sie zum ständigen Personal eines Schutzraum-Komplexes gehören, der eigentlich für 20000 Leute gebaut wurde. Diese Extremsituation bietet Gelegenheit, die Beziehungen unter den Eingeschlossenen darzustellen, ohne dass es allerdings gelungen ist, die Gruppe insgesamt in den Griff zu bekommen. Ein spannender, geschickt inszenierter Film, der nicht zulässt, dass sich der Zuschauer mit der atomaren Bedrohung abfindet.

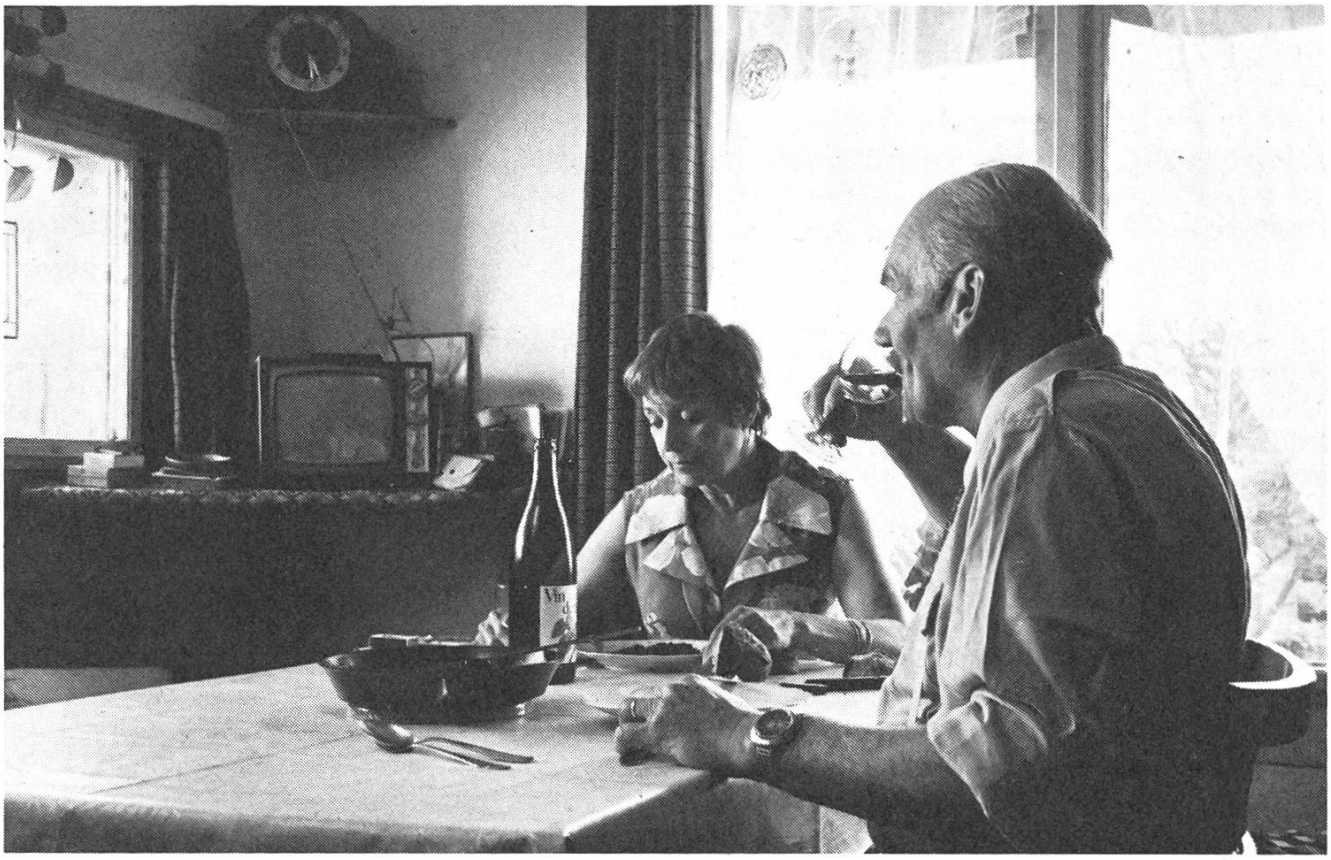
und es wird die Geduld des Zuhörens und des Heraushörens verlangt. Jacqueline Veuve kommentiert nicht, zieht keine Schlüsse, klagt nicht an, sie reiht die Bilder auf: Seht selber hin.
Mich hat erschüttert, dass es aus diesen Schicksalen keinen Sündenbock herauszupflücken gibt: Der alte Reynold hat nach bestem Wissen und Gewissen gelebt; dass seine Mädchen ihm weniger wert waren als der einzige Sohn, gehörte mit zum damaligen Weltbild. Wer möchte ihm aus seinem Mut, seiner Ehrlichkeit, seinem Durchhaltewillen einen Vorwurf machen? Mit seinen eigenen Händen und seinem Kopf, treu unterstützt von seiner Frau, hat er seinen Aufstieg erkämpft. Er war kein «Kapitalistenschwein» und sorgte für seine Arbeiter wie ein Vater, streng aber gerecht. Er brauchte nicht mehr als das Nötigste zum Leben, jeder Luxus war ihm fremd. Und doch bleibt eine dumpfe Wut, ein kaltes Frösteln aus dem Film zurück – das hilflose Gefühl ohnmächtigen Zorns und Wiederstandes gegen so viel Tugend, gegen so viel unerschütterliches Arbeits- und Pflichtbewusstsein, gegen solche letztlich ungeheuerliche selbstgerechte Rechtschaffenheit. Jules Reynold hat niemanden darben lassen, auch seine Töchter nicht. Was ist geschehen, was hat alles verdrängt werden müssen, bis zur friedlichen Resignation und dem einzigen Wunsch, so ruhig und mit einem so guten Gewissen sterben zu können, wie der Vater? Wo blieb im wachsenden Wohlstand das Recht jedes einzelnen Kindes auf eine eigene Entwicklung? Wo blieben Liebe, Leichtsinn, Freude und Phantasie? «Es hätte nicht immer nur vom Geschäft gesprochen werden sollen, in dieser Familie...»

Elsbeth Prisi

Stilleben

Schweiz 1978. Regie: Elisabeth Gujer (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/14)

Die meisten Figuren des neuen Schweizer Spielfilms, jener Filme also, die in den letzten zehn Jahren entstanden, sind nicht Vertreter einer Mehrheit. Es sind, in den Filmen aus der Westschweiz, sanfte Anarchisten und verzweifelte Einzelgänger, Verrückte irgendwie, in den Filmen aus der deutschen Schweiz kleine und grosse Rebellen. Sie wollen oder können sich nicht an die geschriebenen und ungeschriebenen Gesetze halten, versuchen auszubrechen, wollen die Gesellschaft, in der sie sich nicht wohl fühlen, verändern. Häufig scheitern sie zwar – der Fabrikant Charles Dé ebenso wie der Revolutionär Sergej Njetschajew – darauf kommt es aber letztlich gar nicht an; denn wichtig ist vor allem, dass sie nicht schweigen und ruhig bleiben, dass sie ihrem Unbehagen Ausdruck verleihen.
Margrit Schmid hingegen, die Hauptfigur in Elisabeth Gujers Erstling, schweigt, wenn sie schreien sollte, und bleibt ruhig, wenn sie anstatt auf Verständnis nur auf taube Ohren stösst. Sie ist Vertreterin einer Mehrheit, jener, die man die schweigende nennt. Sie ist Witwe, 55jährig. Für das eine, die AHV-Rente, ist sie noch zu jung, für das andere, die Arbeit, eigentlich schon zu alt. Sie sucht eine Stelle, bei der sie sich zwischendurch auch mal entspannen darf, die nicht soviel von ihr fordert, dass sie nebenbei überhaupt keine Zeit mehr hat, um ihre ganz privaten Probleme zu lösen. Und sie sucht – über ein Inserat – einen neuen Lebenspartner, einen, der ihr auch zuhören, der auf sie eingehen kann und will. Die Männer aber, die sie trifft, und die Arbeit, die sie annimmt, entsprechen nicht ihren Vorstellungen. Margrit Schmid, die sich gegen die Vereinsamung wehren will, bleibt allein. Da lernt sie den Antiquitätenhändler Max kennen, einen gutmütigen Kerl, mit dem man Pferde stehlen kann, einen, der die Welt zu kennen scheint wie seine eigenen Hosentaschen. Eine Reise mit ihm nach Paris wird zur Reise ins Glück. Margrit Schmids Leben aber ist kein Märchen, Max ist kein Prinz. So beschliesst eine zweite, spätere Reise nach Paris, eine Flucht gewissermassen aus dem Alltag, der die junge Liebe rasch verdorben hat, das kurze Glück schon wieder.
Elisabeth Gujer erzählt eine Leidensgeschichte. Margrit Schmid, die wie eine Fremde



durch die Welt geht, durch Autobahnlandschaften, Supermärkte, Bürohochhäuser, spürt vielleicht, wie das Leben sein müsste, das sie gern leben würde. Es fehlt ihr aber die Kraft, dieses andere Leben auch zu verwirklichen. Darum leidet sie. Oft sitzt sie da, schweigend, den Kopf leicht zur Seite geneigt, traurig vor sich hinsinnend. Der Vergleich ist vielleicht ein bisschen weit hergeholt, aber das Bild der leidenden 55jährigen Frau erinnerte mich an die Bilder einer anderen leidenden Frau, an jene von Maria Falconetti in Carl Theodor Dreyers «La passion de Jeanne d'Arc». In Elisabeth Gujers Film wird diese leidende Frau von Margrit Winter dargestellt. Ich habe in keinem anderen Schweizer Spielfilm der letzten Jahre eine so ergreifende Darstellung einer nicht einfachen Figur gesehen. Margrit Winter scheint sich richtig in diese Figur hineingelebt zu haben; denn man hat im Film das Gefühl, sie sei wirklich diese Frau Schmid, sie habe das, was Margrit Schmid durchmacht, alles selber erlebt.
Margrit Winter, das Vreneli aus «Romeo und Julia auf dem Dorfe», ist eine der grossen Schauspielerinnen des alten Schweizer Films. Dass der «neue» Film mit Schauspielern des «alten» Films arbeitet, ist nicht ganz neu. In der Bundesrepublik wird dies schon längere Zeit gemacht, in «Lina Braake» etwa, wo Lina Carstens und Fritz Rasp auftreten, in einigen Filmen von Rainer Werner Fassbinder. In der Schweiz hat Sigfrit Steiner den eigenwilligen Alten in Kurt Gloors erstem Spielfilm dargestellt. Dass jetzt ein weiterer «Star» des alten Schweizer Films in einem neuen Film auftritt, hängt sicher auch mit der Entwicklung dieses neuen Films zusammen. Der neue Film verstand sich zwar nicht wie in der Bundesrepublik so sehr als Gegenbewegung zum alten, wohl fühlten sich aber jene, die die neuen Filme machten, in den alten sicher nicht. Es ist darum nicht selbstverständlich, dass Schauspieler wie Sigfrit Steiner und Margrit Winter nun in neuen Filmen zu sehen sind. Man wird dies, wenn weitere ähnliche Filme vorliegen, noch genauer untersuchen müssen. Festzuhalten ist aber vorläufig die Tatsache, dass das, was früher von beiden Seiten her nicht möglich war, eine Zusammenarbeit, nun möglich geworden ist, und dass diese Zusammenarbeit offenbar recht gut funktioniert.
Zurück zu «Stilleben». Elisabeth Gujers Film beeindruckt immer dann, wenn sie sich auf die starken, schwarz-weissen Bilder von Rob Gnant und Werner Zuber verlässt,

wenn sie die Stimmungsbilder aus dem grauen Alltag, der weitgehend auch der Alltag der meisten Zuschauer ist, nicht noch zusätzlich belastet mit einem Kommentar, mit weiteren Informationen. Denn die Welt, in der Margrit Schmid lebt, kennen die Zuschauer selber, mit den manchmal ungeheuren Anforderungen dieser Welt werden sie selber täglich konfrontiert. In den Bildern aber der leidenden Margrit Schmid kann jeder etwas entdecken, was er selber allzuoft verdrängt: die eigene Leidensgeschichte nämlich, die eigene Sehnsucht nach einem anderen Leben. Bernhard Giger

Interiors (Innenleben)

USA 1978. Regie: Woody Allen (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/9)

Der rothaarige Brillenzwerg mit dem traurigen Eulenblick, dem menschenfeindlichen Pessimismus, der Abneigung gegen Heldentum und Nationalismus, ist ein Meister intellektueller Komik. Er kehrt das Unterste zuoberst, erschlägt den Kant mit Sokrates, verweigert Tradition, Religion und Konvention mit der hinterlistigen Naivität eines atheistischen Hofnarren und enteilt immer wieder gerne – getrieben von den Zwängen der Realität – in surreale Gefilde.
Woody Allen ist sein Name, und in der Tat muten seine Kinoprodukte («Take the Money And Run», «Bananas», «The Sleeper», «Love And Death», «Annie Hall») stellenweise wie die apokalyptischen Momentaufnahmen eines wilden Reiters an, der in den Schluchten Manhattans, das Ende des amerikanischen Mythos ausruft – und dafür Gelächter erntet. Dabei erteilt Woody Allen keine Lebenshilfen, er weist keinen Weg, seine Happy-Ends sind die unwirklichsten der Filmgeschichte, seine Weltsicht ist die eines unüberwindlichen postabsurden Traumas, und wenn er in Gottes weite Natur fährt, dann bekommt er einen «Anfall von Landphobie» und hat «das Gefühl, mit einer unbekannten Krankheit zurückzukehren, die nur ein New Yorker Arzt heilen kann.»
Seine Filme sind ein Psychogramm der Angst, der Einsamkeit und der radikalen Abkehr von Gott. Allen ist also eigentlich alles andere als lustig, aber wenn seine Filme eben dennoch komisch sind, so liegt das daran, dass Allens tägliche Arznei gegen dieses Elend der Gag ist, dass er die Wirklichkeit und Konventionen aufdeckt und das Groteske darunter freilegt. Nur so ist er zum renitenten Philosophen in Becketts Mülltonnen und den Kintopp-Etablissements der Marx Brothers geworden.
Trotzdem ist dieser hinterlistige «Gehirn-Gnom» fest davon überzeugt, dass die Lacherfolge auf einem Missverständnis beruhen, denn: «Lustig will ich gar nicht sein – und bin's auch nicht.» Um endlich diese Missverständnisse auszuräumen und wirklich ernst genommen zu werden, hat er in seinem neuen Film zwei wichtige Dinge ausgespart: sich selbst und seine Sarkasmen. Der Themenkatalog freilich ist der gleiche geblieben: Angst, Entfremdung und Verzweiflung.
«Interiors» heisst der Film und erzählt – Allen hält sich dabei sowohl an seinen Lieblingsautor Anton Tschechow wie an seinen Lieblingscineasten Ingmar Bergman – die psychischen Zerwürfnisse einer gehobenen amerikanischen Mittelstandsfamilie. Eingeeist in eine Schöner-Wohnen-Welt – die Farben matt, die Interieurs in unerbittlicher cooler Geometrie angeordnet – lebt Eve, eine kultivierte Innenarchitektin um die sechzig mit ihrem Mann Arthur und drei erwachsenen Töchtern, von denen Renata, eine erfolgreiche Lyrikerin, mit einem gescheiterten Schriftsteller verheiratet ist, Joey, die Jüngste, mit einem Politfilmer zusammenlebt und Flyn als Photomodell und TV-Schauspielerin in der Welt herumjettet. Diese Familie, die sich sehr oft zu gemeinsamen Essen oder Gesprächen trifft, wirkt in ihrem auserlesenen Geschmack, ihrer Kultiviertheit und Bildung inmitten eines hektischen New York wie eine zu Lebzeiten gestorbene Gemeinschaft. Zwar besitzt sie, vor allem die Frauen, die Suggestion verfeinerter, beweglicher Geister, doch durch den Mangel an wirklich freier Schöpferkraft, lastet Sterilität auf ihr.
Weil Arthur seine Frau Eve plötzlich verlassen will und damit ihren neurotischen Ord-

nungssinn zerstört, gerät Eve in eine gefährliche psychische Krise. Die Familie, die sie jahrelang lenkte, leitete und ihr den guten Geschmack verpasste, zerfällt. Nicht einmal die Töchter, die sie immer wieder zu Vermittlungsdiensten heranzieht, um den Vater an den schönen Ehetisch zurückzuzwingen, können ihr helfen, denn sie werden mit ihren eigenen Problemen kaum fertig: Renata steckt in einem schöpferischen Tief und hat sich von ihrem Mann entfremdet, Joey kann sich von ihrem Vaterhass und ihrer Mutterbindung nicht befreien und leidet darunter, dass sie als einzige keinen kreativen Beruf ausübt und Flyn ist fast immer auf der Flucht vor sich selber unterwegs.
Die egozentrische Mutter, sich nun von allen verlassen wähnend, verkraftet den Familien-Zerfall, diesen quälenden Kleinkrieg Jeder gegen Jeden, nicht und begeht schliesslich Selbstmord, nachdem Arthur mit einer neuen Frau auftaucht, einem Ausbund an vitaler und vulgärer Lebensbejahung, und diese heiratet.
Was sich hier wie eine Woody-Allen-Persiflage auf einen Ingmar-Bergman-Film liest, ist jedoch die wohl genaueste und ernsthafteste Bestandsaufnahme über den inneren Zerfall von Menschen, denen die einst hochgelobten amerikanischen Werte keinen Schutz und Trost mehr bieten. «Damals als die Mädchen geboren wurden», sagt gleich zu Beginn des Films Arthur, «war alles so vollkommen, so geordnet. Wenn ich jetzt zurückblicke, war es eher steif (...) Es war wie ein Eispalast.» Mit einer kaum wahrnehmbaren, sanften Ironie und in einer fairen, behutsamen Distanz, lässt Allen den Zuschauer in gläserne Zellen blicken, in denen sich seine Stadtneurotiker, obwohl unentwegt (aneinander vorbei-)redend, stumm wie Fische in Zieraquarien bewegen.
«Interiors» beginnt denn auch folgerichtig mit der unaufdringlichen Darstellung der Wohnkultur. Die geschmackvoll gesetzten Interieurs sind die «Richtzeiger» fürs Seelenleben der inmitten der Objekte sich bewegenden Subjekte, die unter der Dominanz der Dinge selbst verdinglicht erscheinen. Alles ist hell und schön, von betörendem Zauber, der jedoch etwas Entrücktes, Entaktualisiertes hat. Das versagte Glück am Dasein flüchtet sich hier ins Glück am Schein und verweist auf eine fatale Entfremdung vom Bereich der Intimität und echten Heimischseins. Der überfeinerte Geschmack der Familie, ihr hochgestochenes Gerede suggerieren Selbstgewissheit, haben aber nur ihr Leben entsaftet. Einer Geschmacksentgleisung kommt folglich Arthurs Wahl der neuen Frau gleich, die in ihrer kreatürlichen Unbefangenheit wie ein Elefant in diesen überfeinen Porzellanladen plumpst.
Woody Allen macht aus diesem Drama des eleganten Verdrängens und sich Verschanzens hinter dem guten Geschmack ein Glasperlenspiel der unausgelebten Wünsche. In kleinen, manchmal kaum wahrnehmbaren Rissen, wird der diskrete Charme dieser typisch amerikanischen Bourgeoisie zerstört und gibt den Blick frei in die seelischen Löcher, die sie mit ihrem besonders gediegen-intellektuellen American Way of Life zu stopfen versuchten: Flyn schnupft heimlich Kokain, Renata hasst die Eltern, weil sie immer Joey bevorzugen, und Joey ihrerseits beneidet heimlich die Selbstsicherheit, Unnahbarkeit und sanfte Arroganz Renatas. Ihre Ängste, Obsessionen, Schuldgefühle, Unsicherheiten, Aggressionen und heimlichen Wünsche brechen immer wieder durch das preziöse Spiel der Oberfläche. Und das macht Allens Film eben auch zu grosser, spannender Unterhaltung: Er hat sich von der mystischen Schwere seines Vorbildes Ingmar Bergman nicht verführen lassen und lotet die psychischen Tiefen ohne das Symbolgewitter des Schweden aus; immer wahrt er so etwas wie eine distanzierte Grandezza, eine sanfte Ironie.
Manche Bilder, Gesten, Augenblicke, Situationen und Einfälle sind von solch zwingender Imagination, sind so rein filmische, optische Gedanken und Formeln, dass ihre Umsetzung in das Medium Sprache versagt. Etwa die Hochzeitsfeier, bei der Arthurs zweite Frau, leicht angetrunken, eine Vase von einer Konsole stösst und dadurch Schleusen bei Joeys mühsam errichtetem Aggressionsstau öffnet, oder Eves Reaktion auf Arthurs Bekenntnis, dass er die Familie verlassen werde; hier spürt man, dass versagte Liebe kälter als der Tod sein kann.

Diane Keaton als Renata, Kristin Griffith als Joey, Mary Beth Hurt als Flyn und Geraldine Page als Mutter Eve – Frauen, die zwischen Affektiertheit, intellektueller Schlagfertigkeit, Frustrationen und emotionaler Härte verbiestert, gelassen und sehnsüchtig oszillieren. Trauer und nur selten Zorn, Skepsis und nur selten Zynismus bewegen sie, Gebärden des Bittens und des Stolzes wechseln mit der Trauer über Trennung; Berührung wird als Ideal gewünscht, dann wieder verworfen: Die Frauen, emanzipiert, gebildet und mit sicherem Geschmack, haben sich bis unter die Zirkuskuppel hochgearbeitet – und sind dennoch ratlos.
Vor allem Geraldine Page illustriert überzeugend mit ihrem nach Innen brennenden Gesicht, ihrer Verhärmtheit, Egozentrik und narzisstischen Sehnsucht nach Anerkennung die ganze Skala des amerikanischen Ur-Traumas von der amerikanischen Frau und Mutter, die über das Leben bestimmt, ein amerikanischer Mythos, der noch heute durch die Literatur und den Film geistert.
Woody Allens erster mutiger Schritt ins ernste Fach wurde von der amerikanischen Kritik nur mässig honoriert, weil ein Komiker nun mal aufs Gelächter festgelegt ist. Diese Skepsis hat Allen einkalkuliert, dass er aber dennoch an der Kasse Erfolg hat und einen der bedeutendsten Filme über die Psyche der Amerikanerin und der amerikanischen Familie machte, hatte er nicht erwartet – also wieder ein Missverständnis?

Wolfram Knorr

Une histoire simple (Eine einfache Geschichte)

Frankreich 1978. Regie: Claude Sautet (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/7)

«Porno über der Gürtellinie» hat der Tages-Anzeiger (Zürich) Peter Handke zu diesem Film zitiert. Obwohl «Une histoire simple» zweifellos einer von Sautets schwächeren Filmen ist, scheint mir dieses Verdikt doch etwas übertrieben. Aber Peter Handke hat einen eigenartigen Filmgeschmack, und in der Tat muss solch konventionelle Kinokost, wie Sautet sie zu bieten pflegt, dem in germanischer Brunnentiefe befangenen Betrachter einige Mühe bereiten.
«Eine einfache Geschichte» heisst der Film, und Sautet hat mit einfachen Geschichten schon für geistreiche Unterhaltung gesorgt, in «Max et les ferrailleurs» etwa oder

«César et Rosalie». Warum es ihm diesmal nicht gelungen ist, warum er enttäuscht, ist schwer zu sagen, hat er doch einige seiner früheren Themen wieder aufgenommen und ähnlich verarbeitet. Das Ganze wirkt dennoch (vielleicht gerade deswegen) nur wie ein Abklatsch aus besseren Zeiten: etwas Liebe, etwas «Midlife-Crisis», ein Hauch von Sozialkritik, ein bisschen Lebensüberdruss und Romy Schneider (leider nicht sehr überzeugend).
Sie spielt eine Frau um die vierzig namens Marie, geschieden, mit einem 16jährigen Sohn, der ihr keinerlei Probleme zu bereiten scheint, und einem Geliebten, Serge (Claude Brasseur), von dem sie sich gleich zu Anfang des Films, nach einer Abtreibung, trennt. Entschieden geht sie ihr Leben allein an, widmet sich ihrem Beruf und ihren Freunden und nähert sich schliesslich wieder ihrem Ex-Mann, Georges (Bruno Cremer). Es folgt eine heimliche Liebschaft mit ihm (er lebt mit seiner jungen Freundin zusammen, die, so will es der Zufall, als Dolmetscherin oft auswärts arbeitet), und als sie sich von neuem trennen, erwartet Marie wieder ein Kind. Sie entschliesst sich, es zu behalten und alleine aufzuziehen (ihr Mann weiss nichts davon).
Wie schon in «Vincent, François, Paul et les autres» bettet Sautet diese Haupthandlung in ein gesellschaftliches Milieu (französische Mittelklasse), in welchem ein halbes Dutzend weitere Personen im Laufe des Films wichtige Rollen spielen, die eng mit dem Hauptstrang der Erzählung verknüpft werden. Es sind dies alles gemeinsame Freundinnen und Freunde von Marie, zum Beispiel Anna, die sich später mit Serge zusammentut, oder Gabrielle, deren Mann Jerôme Selbstmord begeht, als er von seiner Firma entlassen wird.
Sautet hat wohl beabsichtigt, diesen Freundeskreis eine bestimmte Lebensweise einer bestimmten Gesellschaftsschicht repräsentieren zu lassen – ebenfalls wie in «Vincent, François...» –, wobei er hier aber allzusehr ins Schablonenhafte gerät. Auch diesmal werden Leute gezeigt, die in einer, teilweise recht modisch anmutenden, Lebenskrise stecken, Entschlüsse fassen, Entscheidungen treffen (oder auch nicht). Aber die Beweggründe, die Reflexionen, die zu diesen Entscheidungen führen, bleiben unklar. Nur ausnahmsweise werden Handlungsabläufe so subtil geschildert, dass man auch zwischen den Bildern Zusammenhänge erahnt, etwa zur Frage, warum Marie Serge verlässt. Ansonsten werden anstelle der angestrebten, repräsentativen Realität zum grossen Teil schöne Bilder (Parties im Grünen), passende (oder besser unpassende) Background-Musik und gepflegte Menschen gezeigt, deren Probleme so recht ernst zu nehmen oft schwerfällt. Das Spiegelbild einer zeitgenössischen – nicht nur französischen – Realität, das uns da vorgehalten werden soll, ist zu verführerisch, zu exotisch, zu wenig vom Alltag angekränkelt.
Dass der Film trotzdem nicht ärgerlich wirkt, ist vor allem den ausgezeichneten Schauspielern zu verdanken, die retten, was zu retten ist. Ausser Romy Schneider, die flach und unverbindlich wirkt, erhalten die verschiedenen Personen allmählich festere Konturen, obwohl sie sich hie und da mit verkrampften, pseudospontanen Dialogen abmühen müssen. Gerade mit den Frauengestalten hat Sautet eine glück-

---

«Film am Montag» im Kellerkino Bern

«Film am Montag» sieht für die Spielzeit Januar bis März 1979 folgende Filme vor: 8. und 15. Januar: «Die Artisten in der Zirkuskuppel: ratlos» von Alexander Kluge (BRD); 22. und 29. Januar: «In alle stilte» von Ralf Boumans (Belgien); 5. Februar: «Nehmen Sie es wie ein Mann, Madame» von Mette Knudsen, Elisabeth Rygaard und Li Vilstrup (Dänemark); 12. Februar: «Before Hindsight» von Jonathan Lewis (GB); 19. und 26. Februar: «Die Tage von 36» von Theo Angelopoulos (Griechenland); 5. und 12. März: «Die Hochzeit» von Andrzej Wajda (Polen); 19. und 26. März: «Je Ka Mi» von Roman Hollenstein (Schweiz). Vorführungen jeweils 18.30 und 20.30 Uhr.

liche Hand: Hier gibt's keine geschlechtsspezifischen Typisierungen, die die Frauen zum mehr oder minder notwendigen Dekor herabwürdigen. Sie erhalten als eigenständige Charaktere das Gewicht, mit dem sie nicht zuletzt einige Mängel dieses Films aufzuwiegen vermögen. Pia Horlacher

Fedora

BRD/Frankreich 1977. Regie: Billy Wilder (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/6)

Bei diesem Film merkt's noch der letzte: Die Uhr des alten Hollywood ist endgültig abgelaufen. «Fedora» steht in der Filmlandschaft wie ein Fossil. Man hätte dem 72jährigen Billy Wilder einen etwas weniger peinlichen Abgang von der Filmszene gegönnt (falls nicht noch mehr in hoffentlich anderer Währung folgt.) «Fedora», das ist «Sunset Boulevard» lau aufgewärmt. Neben dem Original nimmt sich das Spätwerk aus wie ein verkochter Teebeutel.
Wiederum ist eine alternde Hollywood-Diva das Motiv, um das Billy Wilder seinen nostalgiedurchtränkten Zorn rankt. Und erneut ist es William Holden, der ins Reich der zurückgezogenen Diva eindringt und mit einem Drehbuch unterm Arm Träume von einer Rückkehr ins Rampenlicht wachruft. Anstatt am Sunset Boulevard residiert die Dame diesmal auf einer griechischen Insel, und Holden hat sich vom Drehbuchschreiber zum unabhängigen Produzenten gewandelt. Aber wo einst Spannung, Sarkasmus, Rührung waren, herrschen in «Fedora» gähnende Langeweile, Humorlosigkeit und Überspanntheit. Darüber hilft leider auch die gekonnt-routinierte Inszenierung nicht hinweg.
Folgende Geschichte kristallisiert sich in langatmigen Rückblenden heraus: Holden kommt nach Griechenland, um die berühmte Fedora zu einem Comeback zu bewegen, und wird Mitwisser einer makabren Maskerade, hinter der sich die lebende Legende verschanzt. Denn die alte Gräfin (Hildegard Knef), unter deren Obhut der erstaunlich jugendliche Ex-Star (Marthe Keller) im griechischen Exil lebt, ist in Wirklichkeit Fedora selbst. Ihr Arzt (José Ferrer), ein Scharlatan, hatte sie mit «jugenderhaltenden» Präparaten verstümmelt. Ihre vor der Welt geheimgehaltene Tochter, Marthe Keller eben, nahm darauf ihre Rolle ein und spielte gar als Fedora in einigen

Filmen mit, was solange gut ging, bis sie sich in einen jugendlichen Filmpartner (Michael York) verliebte und dadurch in eine für die grosse Illusion gefährliche Identitätskrise geriet. Danach: Hausarrest auf der Insel, Ausbruchsversuche, Selbstmord. Der trügerische Schein für die Welt jedoch bleibt gewahrt.
Obwohl es in dieser etwas läppischen Geschichte genügend Angelpunkte gibt, hakt Wilder nirgends ein. Der Identitätstausch bleibt schlicht unglaubwürdig, und die Rolle des Produzenten erscheint im Lauf des Films immer überflüssiger. Da wird eine undurchsichtige Geschichte allzu durchsichtig erzählt. Es wird eine Menge über Glamour und Illusion geredet, und gerade das geht dem Film dann ab. Der Zuschauer kriegt keine Chance, von dem Geschehen mitgerissen zu werden. Unermüdlich wird mit Worten das alte Hollywood heraufbeschworen; kaum eine Leinwandgrösse von Gable bis Garbo, die nicht irgendmal erwähnt wird. Offenbar ist Wilder der Magie ihrer Namen völlig erlegen, doch das überträgt sich leider nicht unbedingt auf die Zuschauer.
Billy Wilder hat in den fünfziger und sechziger Jahren einige der besten Filme gedreht, zur Hauptsache Komödien wie «The Apartment» und «The Seven Year Itch», aber auch etwa «Double Indemnity» und «The Big Carnival». «Fedora» ist nur noch ein Abglanz davon, obwohl Wilder nicht nur Regie führte, sondern den Film auch selber schrieb und produzierte. Für einmal sind also nicht die allmächtigen Produktionsgesellschaften an einem künstlerischen Misserfolg schuld. Markus Jakob

Holocaust 2000 (Inferno 2000)

Italien 1978. Regie: Alberto De Martino (Vorspannangaben s. Kurzbesprechung 79/8)

Ein Hauptmerkmal der Science-Fiction – und zugleich mögliches Qualitätskriterium – ist ihre Durchlässigkeit gegenüber anderen Genres. Fremde Planeten und futuristische Technik sind bald ersonnen. Wo man sich schwerer tut, sind soziale und psychologische Konsequenzen derartiger Extrapolationen – genau dort also, wo Science-Fiction echte Aufklärung und Erkenntnisvermittlung leisten könnte. Statt dessen werden Handlungs- und Beziehungsmuster von Krimi, Märchen, Western und so weiter übernommen, weshalb bekanntlich die «spaceoperas» des 25. Jahrhunderts den Seeschlachten des 18. und den Rancherfehden des 19. ähneln. Oft wird solche Leere mittels weiterer entsprechender Anleihen als «mythische Tiefe» auszugeben versucht, was nun dem Genre ganz entgegen ist: Science-Fiction zeichnet sich ihrem Wesen nach durch stete Hinterfragung und spekulative Weiter-Entwicklung von Zuständen aus, ganz im Gegensatz eben zum Mythos, der bestimmte Motive verabsolutierend und personifizierend als ewiggleich hinstellt. Nimmt man nun an, die Bibel enthalte einige der wichtigsten abendländischen Mythen, darunter die Vision der Apokalypse (als «Offenbarung des Johannes»), so haben wir den Bezug zu «Holocaust 2000».
Die Grundanlage des Films ist Science-Fiction – ein Werk für die neuartige Energiegewinnung aus der Fusion von Kernenergie und Laserstrahlen ist geplant –, die angerissene Fragestellung eigentlich schon nicht mehr: Was geschieht bei einer Undichte? (Antwort: totale Zerstörung der Erde.) Das ganze Konstrukt rundherum dagegen ist irrationales Brimborium. Blutige Zeichen häufen sich nämlich, dass dieses Projekt die biblische Prohpezeiung der Apokalypse einlösen wird. Eine uralte Zeichnung des bei Johannes erwähnten siebenköpfigen Drachens entspricht beispielsweise genau der geplanten (architektonisch rührend naiven) Anlage. Schliesslich merkt das sogar Robert Caine (Kirk Douglas), der Leiter des (privaten) Projektes. Er merkt aber auch dass Angel (Simon Ward), sein leiblicher Sohn, der Antichrist selbst ist (ohne Blutkreislauf und Gehirntätigkeit...). Ähnlich wie in «L'Antichristo» (1974, vgl. ZOOM 13/75) mischte De Martino Elemente aus andern Schocker-Erfolgen bei, so aus der Exorzistenküche und minderen Erzeugnissen der Kinderwelle.

Nach den theologisch-philosophischen Implikationen zu fragen, hiesse dem Streifen zuviel Ehre antun. Zu ersichtlich ist, dass diese krud-phantastische Mixtur nach rein kommerziellen Gesichtspunkten gebraut wurde. In der schlechten Science-Fiction-Literatur wimmelt es von ähnlichen Stories. Hingegen wäre die Frage interessant, aus welchem Klima heraus solche Werke entstehen. Sind Unsicherheit und Angst angesichts der anscheinend nicht mehr aufzuhaltenden Atomkraftwerke, verbunden mit den Frustrationen ob des allerorts erfolglosen Widerstands daran, in Irrationalismus umzuschlagen?
Formal-filmisch ist «Holocaust 2000» trotz konfusem und viel zu wenig kompaktem Drehbuch teilweise recht brillant gemacht. Eine Traumsequenz hat es, die tatsächlich mythisch wirkt, man wünscht sich einen surrealistischen «Ödipus» mit solchen Bildern. Die Schauspieler sind viel zu gut für diesen Film. Markus Sieber

TV/RADIO-KRITISCH

Was man weiss und doch nicht kennt: «Das Gefängnis»

Zum Konzept und zu einer Neuproduktion des Ressorts Jugend des Fernsehens DRS

Das Ressort Jugend des Fernsehens DRS hat am 13. Dezember im hauseigenen Kino sein «stufenübergreifendes Konzept» des Kinder- und Jugendfernsehens zur Diskussion gestellt und durch zwei Visionierungen – darunter die Neuproduktion «Das Gefängnis», die am 17. Januar, 17.10 Uhr, in der Reihe «Was man weiss und doch nicht kennt» ausgestrahlt wird – wenigstens punktuell erläutert.
Geht man davon aus, dass in der Schweiz täglich weit über eine Million Kinder und Jugendliche vor dem Bildschirm sitzen, dass schon die Drei- bis Sechsjährigen pro Tag ein bis anderthalb Stunden am Fernsehen verbringen, und dass man für die Sieben- bis 13jährigen im Durchschnitt mit zwei vollen Stunden als Zuschauer rechnen muss, dann ist die Bedeutung und Wichtigkeit eines fundierten und verantwortbaren Kinder- und Jugendprogramms nicht zu bezweifeln. Dass gerade bei Kindern und Jugendlichen Fernsehen mehr zu leisten hat, als bloss zu informieren, bilden und unterhalten, hat das Ressort Jugend des Fernsehens DRS sehr wohl erkannt. In seinem stufenübergreifenden Konzept bekennt es sich dazu, namentlich mit Eigenproduktionen – und das sind zur Zeit immerhin etwa 50 Prozent aller Sendungen – auf folgende drei Ziele hinzuarbeiten: 1. Aktivierung des Kindes zu kreativer Tätigkeit, 2. Stärkung der Selbstsicherheit des Kindes, 3. Erziehung zu medienkritischem Verhalten. Die Durchschlagskraft dieses Konzeptes hängt nun freilich nur zum Teil von den Programmschaffenden ab. Mindestens ebenso wichtig ist, dass auch die Eltern selbst das Programmangebot (welche Sendung wird für welche Altersgruppe ausgestrahlt?) kennen, dementsprechend mit dem Kind zusammen die altersgemässe Auswahl treffen, und dass sie ferner bereit sind, sich als Helfer einzuschalten, indem sie auf Fragen eingehen, das Geschaute erklären, die Bilder relativieren, Aktivitäten unterstützen und vor allem auch ein Gerät abstellen, um ein entsprechendes Gespräch mit dem Kind einzuleiten.

★

Innerhalb des Kinderprogramms für Sieben- bis Zwölfjährige, das jeweils montags, mittwochs und freitags ausgestrahlt wird und in der Hauptsache die beiden Programmkategorien «Erlebnisprogramme» und «Sachinformationen» umfasst, hat nun das Ressort Jugend schon vor fünf Jahren mit der Produktion der Sendereihe «Was man weiss und doch nicht kennt» begonnen. Sie will dem jungen Zuschauer Informationen vermitteln, die er üblicherweise nirgends bekommen kann. Sie versteht sich als Einführung in sachinformative Sendungen im Gegensatz zu den Erlebnispro-